

CHRISTOPH REUTER
»WIR WAREN GLÜCKLICH HIER«

CHRISTOPH
REUTER

»»WIR WAREN
GLÜCKLICH HIER««

Afghanistan nach
dem Sieg der Taliban

Ein Roadtrip

Deutsche Verlags-Anstalt

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

Für Bente



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Copyright © 2023 by Deutsche Verlags-Anstalt, München
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München,
und SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG,

Hamburg, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg

Karte: Peter Palm, Berlin

Umschlaggestaltung: Büro Jorge Schmidt, München

Umschlagabbildungen: Juan Carlos / DER SPIEGEL

Satz: KCFG – Medienagentur, Neuss

Druck und Bindung: GGP Media GmbH

Printed in Germany

ISBN 978-3-421-07005-0

www.dva.de

INHALT

VORWORT 07

KAPITEL 1 Schmachkende Blicke, entscherte
Gewehre im neuen »Emirat Afghanistan« 13

KAPITEL 2 Ins Herz des Wahnsinns –
meine erste Reise nach Afghanistan 31

KAPITEL 3 »Bad Kunduz« war eine Mondbasis 49

KAPITEL 4 Die letzten Tage von Kabul 67

KAPITEL 5 Die Invasion der Fußgänger 89

KAPITEL 6 Für 18 Stunden in Kabul 101

KAPITEL 7 Goldfische, Kettenkarussell
und Meuchelmorde 119

KAPITEL 8 Wie Facebook den Raub des
Paradieses verhindern half 147

KAPITEL 9	»Sie sind hiermit festgenommen!«	167
KAPITEL 10	Aufstieg und Fall der Stadt Kunduz	181
KAPITEL 11	Hoffnung, sagte der Mann, der den Mond pflügte, sei eine unsinnige Sache	203
KAPITEL 12	Winter is coming	221
KAPITEL 13	Die große Flucht und ihre Gebührenordnung	245
KAPITEL 14	Im Tal der Missverständnisse	269
KAPITEL 15	Die Angst der Taliban vor den Terroristen	279
KAPITEL 16	Wohin nur mit dem Antilopengott?	301
NACHWORT		321
REGISTER		329
DANK		335

VORWORT

Manchmal hörten wir nachts die Goldschakale heulen. Ihre heiseren, hohen Laute klangen wie herangeweh-tes menschliches Gelächter. Als sei da irgendwo in der Ferne ein ausgelassenes Fest im Gange – in der Wüste von Nimruz im Südwesten, an den verschneiten Berghängen von Nuristan im Nordosten.

Da feierte niemand. Doch die akustische Fata Morgana hatte etwas Symbolisches. Je länger ich durch Afghanistan reiste, desto unlösbarer verstrickt in Täuschungen und Illusionen ist mir das Land erschienen. Nicht erst jetzt, sondern schon vor zehn, 20 Jahren. Nun aber, seit dem jähen Sieg der Taliban im August 2021, eröffnete sich eine Möglichkeit, die im Drama um den chaotischen Abzug der letzten ausländischen Truppen weitgehend untergegangen war: Wir konnten plötzlich überallhin. Ganz Afghanistan stand uns offen, zum ersten Mal seit 20 Jahren.

Wer sich früher nur in der Blase Kabul aufhielt, merkte nicht unbedingt, wie Afghanistan für uns immer kleiner wurde. Drei Jahre lang, von 2008 bis 2011, lebte ich in Kabul, und schon damals schrumpfte das Land. Immer weniger Provinzen, Straßen waren noch bereisbar, ohne Anschläge und Entführung zu riskieren. Im Sommer 2021, Wochen vor ihrem Untergang, blieben von der Republik Afghanistan

noch das Pandschschir-Tal, die Route von Kabul nach Pakistan und ein halbes Dutzend Stadtstaaten, die mit Inlandsflügen verbunden waren.

Was aber taten, dachten, wollten die Menschen im riesigen Rest des Landes?

Nun hatten die Taliban gesiegt, war das westliche Projekt, ein demokratisches, friedliches Afghanistan aufzubauen, krachend gescheitert, wäre jeder Drehbuchschriftsteller gefeuert worden für einen Plot, in dem 20 Jahre Militärintervention, Zigtausende Tote und mehr als 1000 Milliarden Dollar das Land in einem gigantischen Looping wieder dorthin zurückgeschleudert hatten, wo es schon 2001 stand: beherrscht von kruden Radikalen. Die diesmal tatsächlich ganz Afghanistan einnahmen. Und es seither kontrollieren.

Wie konnte das geschehen sein?

Es gab keine einfache Antwort, aber uns tat sich eine grandiose Möglichkeit auf: losfahren und dann immer weiter, so weit wir kämen, bevor das kostbare Zeitfenster sich wieder schließen würde. Bevor die Taliban keine Journalisten mehr ins Land ließen oder ein erneuter Bürgerkrieg das Reisen unmöglich machen würde. Mehrere Monate lang war ich, waren wir ab September 2021 unterwegs durch ein verwirrtes Land: in die unwirtlichen Felsgebirge Zentralafghanistans, die Wüsten des Südens, Kunduz und die Ufersümpfe des Pandsch-Flusses im Norden, die sagemunwobenen Bergwälder Nuristans im Osten, wo die Alten noch die vorislamischen Götterstatuen ihrer Vorfahren im Keller aufbewahren und alle Dschihadistentruppen von al-Qaida bis zum »Islamischen Staat« seit Jahren die Zufahrtswege blockierten.

Davon, vor allem, handelt dieses Buch: ein Roadtrip durchs neue Emirat der Taliban. Jede dieser Reisen hatte ein Ziel,

aber nicht minder aufschlussreich waren die endlosen Fahrten dorthin: die verwunderte Einsicht von Dorfbewohnern, jahrelang die Anwesenheit der Ausländer verflucht zu haben und nun erst zu merken, dass die ja drei Viertel des Staates finanziert hatten; abendliche Gespräche in kleinen Restaurants und ländlichen Herbergen über die großen Themen: Wollten wir die Taliban? Was überhaupt haben wir gewollt? Was machen wir nun, da wir auf uns allein gestellt sind?

Überall erlebten wir selbstlose Güte und Großzügigkeit, unglaublichen Mut, ebenso rabiate Gier, Verschwörungsglauben, Missgunst. Die Begegnungen waren wie die Landschaft, nackte Felsberge, smaragdgrüne Täler, gleißende Wüsten und Zedernwälder, ein steter Wechsel der Extreme.

Wir trafen auf Taliban, die mit flirtendem Lächeln anboten, unser Gepäck zu tragen. Andere schlugen auf uns ein und drohten mit Erschießung, sollten wir Bilder von ihnen veröffentlichen. Lokale Kommandeure hielten uns immer wieder stundenlang fest, schlicht weil sie es konnten. Lauter widersprüchliche Facetten, aber gemeinsam ergaben sie ein Abbild der Realität.

Bereits 2002, auf meiner ersten Reise durch Afghanistan, war ich einer abstrusen Nachricht des Pentagon nachgegangen. Die US-Luftwaffe sei in der entlegenen Provinz Uruzgan vom Boden aus unter Beschuss geraten, habe in Notwehr mehrere Dörfer zu Trümmern geschossen. Ich fuhr hin, als einziger Journalist, und vor Ort zeigte sich Schicht um Schicht, was wirklich geschehen war: ein Blutbad auf Bestellung der lokalen US-Verbündeten, die ihre eigenen Rechnungen zu begleichen hatten und dessen Opfer den amerikanischen Militärs vorher nicht einmal bekannt gewesen waren. Doch im Krieg brauchten die USA Feinde und

stellten keine Fragen. Es war ein Menetekel des späteren Scheiterns.

Die Ausländer hatten zwei Jahrzehnte lang dem Wunschbild eines demokratischen Staates nachgejagt, das nicht funktionierte, ja von dem sie nicht einmal wussten, wie sie es erreichen sollten. Viele Afghanen verstanden nicht, was die Ausländer wollten, hingen der irrigen Annahme an, dass diese Fremden auf ewig blieben und finstere Pläne hegten. Aufeinanderfolgende afghanische Regierungen plünderten vollkommen ungeniert den eigenen Staat und dachten gar nicht daran, sich für ihn verantwortlich zu fühlen. Die Taliban wiederum glaubten, dass sie die Ausländer vertreiben könnten, jene aber weiterhin den Unterhalt Afghanistans finanzieren würden. Illusionen auf Kollisionskurs.

Durchs Land zu rollen, hält die Perspektive auf Augenhöhe. Das macht es nicht einfacher, aber das Bild nuancierter. Seit Theodor Fontanes Ballade »Das afghanische Trauerspiel« von 1858 kommen Bücher über Afghanistan vor allem in den letzten Jahrzehnten mit demselben Trauerflor daher: Nur noch zum Weinen komme Gott nach Afghanistan, dem dunklen Land der Misere, der Verlierer, des Endes. Ein Reigen der Abgesänge.

Nicht, dass diese Analyse grundsätzlich falsch wäre. Aber dennoch fehlt ihr etwas: eine Erklärung, warum Millionen Afghanen und selbst Afghaninnen trotz allem an ihrem Land hängen. Warum es zig Reisende, Bleibende auf Zeit in seinen Bann gezogen hat.

Und die Antworten darauf, warum überhaupt alles so gekommen ist. Was dazu geführt hat, dass alles so tödlich, so teuer vermasselt wurde. Und was jetzt aus Afghanistan wird.

Ich glaube, die Gründe dafür sind so zahlreich und manchmal auch so absonderlich, dass erst eine Reise ins Innere dieser Welt eine halbwegs unvoreingenommene Annäherung ermöglicht.

In den Schilderungen der Fahrten sind stets »wir« unterwegs, was wechselnde Begleiter umfasst: Fotografen, Übersetzer, Rechercheure, die mit dem leicht irreführenden Titel »Fixer« bezeichnet werden, womit keine Drogenabhängigen gemeint sind, sondern als Entlehnung aus dem Englischen jene, die Termine, Genehmigungen, Zugänge »fixen«. Dazu kommen in einigen Fällen weitere Reporter und Fahrer. Manchmal waren wir zu zweit unterwegs, meist zu dritt oder viert. Manchmal wuchs unsere Reisegruppe noch weiter an, wie auf dem irren Trip in die Berge von Daikundi, auf dem wir die Fahrer und Besitzer unserer beiden nacheinander kollabierten Wagen nicht für Tage im Nirgendwo zurücklassen wollten, sondern mitnahmen, zusätzlich zum Fahrer des nächsten Gefährts, was uns schlussendlich dazu brachte, einen Bus zu nehmen.

Nur allein unterwegs war ich nie in Afghanistan.

Und für weitere Passagiere ist noch Platz.

Suchen Sie sich also einen Platz zwischen wackelnden Sitzbänken, Gepäck und Trockenobst. Vergessen Sie die Sicherheitsgurte. Die Fahrt wird rau, traurig, manchmal von rabenschwarzer Heiterkeit, aber eines nicht: langweilig.

KAPITEL 1

Schmachtende Blicke, entsicherte Gewehre im neuen »Emirat Afghanistan«

Von Mazar-e Scharif bis Kabul; September 2021

Die Sonne ging langsam unter im Schilf über dem breit und ruhig dahinfließenden Amudarja. In einer halben Stunde würden die usbekischen Grenzer ihren Posten schließen. Es war ruhig, außer uns war niemand mehr gekommen am frühen Abend des 3. September 2021. Keine Schlange von Einreisenden markierte den Weg, erst eine müde Grenzerin musste uns zeigen, wo wir uns anstellen sollten. Ein paar Meter noch über sommerdürres Gras, dort wartete vor der Brücke der Fahrer eines Kleinbusses und freute sich über zwei letzte Passagiere.

Dann begann die 800 Meter lange Fahrt über die »Brücke der Freundschaft« des großen, sonst belebten Grenzübergangs Hairatan ganz im Norden Afghanistans. Jetzt lag er beinahe verlassen da. Die Brücke war einst gebaut worden von der Sowjetarmee, deren letzter Weg beim Abzug 1989 hier entlanggeführt hatte. Als Allerletzter hatte Generalleutnant Boris Wsewolodowitsch Gromow ihre nördliche Hälfte

zu Fuß überquert. Monate später war die Berliner Mauer gefallen, die Sowjetunion implodiert, Afghanistan in Vergessenheit geraten, von den Bürgerkriegsmilizen zerlegt, von den Taliban erobert, 2001 verloren und nun abermals erobert worden.

Unser Kleinbus rollte vorbei an einigen usbekischen Soldaten, dann weiter über die menschenleere Mitte der Brücke, auf der einige verlassene Fahrzeuge den Fahrer zum Slalomkurs nötigten. Es war ein vollkommen legaler Grenzübergang, ich hatte ein gültiges Visum, wenn auch ausgestellt von der just untergegangenen Republik Afghanistan. Aber ein jähes flaues Gefühl durchzog mich. 19 Jahre lang, seit ich das erste Mal in Afghanistan gewesen war, bedeutete eine Begegnung mit den Taliban wahlweise Lebensgefahr und Entführung oder zumindest eine mühsam verhandelte, konspirative Begegnung, deren Ausgang nie sicher war.

Doch nun war die Begegnung unausweichlich.

Und da standen sie: langbärtig und vor allem langhaarig, manche mit üppigen Locken, bewaffnet und lächelnd. Am Brückengeländer lehnten zwei junge Kämpfer und fotografierten sich gegenseitig im Sonnenuntergang, als sie uns vorbeirollen sahen. Einer schaute herüber mit Augenaufschlag und einem breiten, schmachtenden Lächeln. Eine jähe Geste, als seien wir die erwarteten Gäste einer frivolen Party. Es war absurd.

An der Grenzstation Hairatan warteten zwei LKWs auf Abfertigung. Die Gebäude waren beim Kollaps der alten Regierung fast gänzlich intakt geblieben. Nur das Glas einer Zwischentür war gesplittert. In der Passstube residierte ein stämmiger Kämpfer mit regloser Miene und fast schulterlangem, gescheittem Haar, das nach vorn in zwei Spitzen

auslief, ungefähr im Stil einer Doris-Day-Perücke. Auf dem Kopf saß die strassbesetzte Kappe im paschtunischen Stil, darüber trug der Mann noch eine Oakley-Sonnenbrille. Gemächlich blätterte er durch die Pässe, trug die Daten eines Lastwagens in eine große Kladde ein, ließ sich Namen und Geburtsorte der Journalisten vorlesen.

Mein Visum für den Grenzübertritt war vom Personal der afghanischen Botschaft in Dubai ausgestellt worden, das sich noch der untergegangenen Republik Afghanistan verpflichtet fühlte. Auch der Einreisestempel war noch ohne Hoheitsabzeichen der Islamisten. Das störte niemanden.

Einer der Männer führte uns zum Röntgengerät für das Gepäck, wo allerdings niemand ernsthaft auf den Monitor schaute, auch durchsucht wurde hier nichts. »Können wir Ihre Taschen tragen?«, fragte stattdessen der Kämpfer. Bis auf den Chef mit dem Stempel und der Sonnenbrille waren alle sehr jung, unsicher, verhielten sich bemüht zuvorkommend. Als stünde man an der Rezeption eines verstaubten Grandhotels, dessen Personal die bedauernswerten Umstände durch größere Servicebemühungen wettmachen wollte.

Das nun war die neue Taliban-Herrschaft. Tage zuvor in Kabul waren noch Tausende, manchmal Zehntausende gegen die Mauern und Stacheldrahtrollen rund um den Flughafen angerannt, waren manche niedergetrampelt, angeschossen, verprügelt worden, um die 170 Verzweifelte draußen, 13 US-Marines und zwei britische Soldaten drinnen ums Leben gekommen beim Selbstmordanschlag des »Islamischen Staates«. Der Kreislauf der Angst, der Bilder und Nachrichten von der Angst, die noch größer werdende Panik der Zurückgebliebenen hatten die Lage wie einen Strudel der Apokalypse aussehen lassen.

Dann hatten die Taliban am 31. August auch den Flughafen übernommen, mit der letzten abhebenden amerikanischen Maschine Minuten vor Mitternacht hatten sich die Tore geschlossen, und nun?

Wir waren mit unserer Einreise nicht ins vollkommen Ungewisse gestolpert. Ein paar Kollegen, Kanadier, Schweizer, Australier, US-Amerikaner, waren unbehelligt in Kabul geblieben, die ganze Zeit. Andere hatten die Route über Usbekistan schon ein, zwei Tage vor uns genommen. Um jetzt einreisen zu können, musste man erst in die usbekische Hauptstadt Taschkent fliegen, konnte dann den Expresszug nach Samarkand nehmen und für die letzten fünf Stunden Fahrt ein Taxi. Alles sei ruhig, antworteten die vorgefahrenen Kollegen auf unsere Fragen. Die Taliban hatten Journalisten aus der Kategorie ungläubige Ausländer in die Kategorie offiziell willkommene Gäste gesteckt, insofern galten unsere Erfahrungen nicht unbedingt für den Rest des Volkes.

Dennoch: Was wir sahen und sehen würden in den nächsten Tagen, Wochen, war nicht das Grauen eines Rachefeldzugs – sondern die allgegenwärtige Angst davor, dass er noch kommen werde.

Der unwirkliche Empfang am Grenzposten blieb keine Ausnahme. Am Ausgang des Geländes saß ein Kämpfer mit schwarzem Turban auf einem Bürostuhl und nickte den Vorbeigehenden zu. Dahinter wartete das Taxi. Viele Geschäfte im Ort Hairatan waren geschlossen. Kinder spielten auf den Straßen, Frauen waren kaum zu sehen. An einem Checkpoint stand ein Humvee, einer jener klobigen, breiten Geländewagen, mit denen amerikanische Soldaten seit 2002 in Afghanistan unterwegs gewesen waren. Später hatte die afghanische Armee sie bekommen, und nun hatten die

Taliban sie übernommen. So stand der Humvee nun da, mit Bordkanone und mit Sprühdose aufgetragener Flecktarnmusterung. Die Posten mit AK-47-Gewehren wirkten ratlos, was sie von den ausländischen Journalisten halten sollten, winkten das Taxi einfach weiter.

Die Straße nach Mazar-e Scharif führte durch Dünenlandschaft, an vielen Stellen blockierten Sandwehen die halbe Straße. Die viertgrößte Stadt Afghanistans war innerhalb eines Tages fast kampflos an die Taliban gefallen, ein ganzes Armee-corps hatte nach vorherigen Verhandlungen kapituliert. Vielleicht erklärte das die momentane Milde der neuen Machthaber: Nicht mal die Mosaik ihres Erzfeinds Ahmad Schah Massud an den Kreisverkehren hatten sie bislang zerstört oder übermalt. Massud hatte während der ersten Taliban-Herrschaft in den 1990er-Jahren erfolgreich seine Heimat, das Pandschschir-Tal, ja den ganzen Nordosten Afghanistans gegen deren anrückende Truppen verteidigt. Zwei Tage vor den Terrorangriffen vom 11. September 2001 war er von zwei Selbstmordattentätern von al-Qaida umgebracht worden, was ihn vollends zum Helden aller Gegner der Taliban gemacht hatte. Nun schaute sein Abbild, lächelnd wie stets, auf deren Rückkehr.

Im siebengeschossigen Hotel Ghazanfar wirkte die doppelte Sicherheitsschleuse vor dem Eingang obsolet, waren die einstigen Bombenleger doch nun selbst die Regierung. Die Rezeptionistin, die hier im Juli noch gearbeitet hatte, war verschwunden. Der Rezeptionist fragte, ob man ihn nach Deutschland mitnehmen könne. Wenn nicht jetzt, dann vielleicht auf dem Rückweg?

Kaum in den Zimmern angekommen, krachte minutenlang Gewehrfeuer in den Himmel. Warum die Taliban in die

Luft schossen, blieb unklar. Erst kursierte das Gerücht, die letzte Widerstandsbastion im Pandschschir-Tal sei gefallen. Was nicht stimmte. Dann hieß es, die Ernennung der neuen Regierung werde gefeiert. Doch auch die war noch nicht einberufen.

Warum auch immer, die Taliban schossen begeistert selbst mit schwerem Kaliber in den Nachthimmel, in Mazar, Kabul und anderen Städten. Allein ins Emergency Hospital in Kabul wurden nach Angaben der dortigen Ärzte 17 Tote, etwa 40 Verletzte eingeliefert, die von den herabregnenden Geschossen des Freudenfeuers getroffen worden waren.

Nach den Schüssen wurde es still in Mazar-e Scharif. Rund um die berühmte Blaue Moschee, wo sonst im Sommer die Menschen in der Abendkühle flanierten, war es leer. Der Wirt einer Hähnchenbude verweigerte einen Tisch, beim Kebab-Stand um die Ecke war es genauso. Im Emirat war die Sperrstunde angebrochen. Männer mit langen Holzknüpfeln gingen durch die Straßen, sagten nichts, ignorierten uns Ausländer.

Noch vor Sonnenaufgang ging es weiter nach Süden, durch die leere Stadt, einen kleinen Umweg nehmend über das außerhalb gelegene Westtor, wo Anfang Juli das Erscheinen eines einzelnen Taliban-Kämpfers die ganze Stadt in Angst versetzt hatte. Jetzt standen dort zwei, schauten kurz in die Autos, winkten uns und alle weiter. Nach einer Viertelstunde begann die Reise durchs Unbekannte. Denn das Land jenseits des Westtors, die Provinz Baghlan und die Berge nördlich vom Salang-Tunnel, Afghanistans wichtigste Nord-Süd-Verbindung, waren seit Jahren, ja anderthalb Jahrzehnten für Westler zu gefährlich gewesen, um dort mit dem Auto durchzufahren. Wer nach Mazar kommen wollte, nahm

das Flugzeug, auch viele Afghanen taten es. Soldaten sowie so, aber auch Regierungsangestellte, berufstätige Frauen, Studenten.

Wo die Taliban herrschten, kontrollierten sie die Wege. In den umkämpften Grauzonen errichteten sie immer wieder für Stunden Impromptu-Checkpoints. Wer dort glaubhaft behaupten konnte, Bauer zu sein, hatte nichts zu befürchten. Aber die Taliban kontrollierten die Hände, ob sie schrundig seien wie die eines Bauern. Sie kontrollierten die Telefone, und auch wer keines dabei hatte, machte sich verdächtig.

Die nach Osten hin stetig grüner werdenden Hügel von Baghlan existierten. Aber für mich waren sie lange so unzugänglich gewesen wie die Sageninsel im Ozean. Auch Kunduz, die legendäre Einsatzstadt der Bundeswehr etwas nördlich unserer Route, war jahrelang ein No-Go gewesen, mit dem Auto sowieso. Selbst mit dem Flugzeug sei es keine gute Idee, sagten 2019 unsere beiden afghanischen Rechercheure: »Sobald ihr landet, weiß die ganze Stadt, dass Ausländer angekommen sind.« Offiziell beherrschte damals die Regierung Kunduz, das bereits seit 2015 zweimal für Tage von Taliban überrannt worden war. In Wirklichkeit kontrollierten die Taliban längst alles, was außerhalb der militärischen Stellungen und Zentralen geschah.

Nun rollten wir durch Orte und Städte, die ich 2010 zum letzten Mal gesehen hatte. Pol-e Chomri, die Provinzhauptstadt von Baghlan, war ein muffelndes Kaff wie ehemals, staubig und laut. Aber es fühlte sich aufregend an, dort tatsächlich wieder hinkommen zu können.

Ab hier führte die Straße am Fluss entlang, schlängelte sich langsam hoch in die Berge. Die alte, vertraute Route nach Kunduz, die ich drei Jahre lang bis 2011 immer wieder

genommen hatte, als ich für den *stern* als Korrespondent in Kabul lebte, aber das deutsche Interesse eher der Bundeswehr in Kunduz galt. Damals war die Straße noch in gutem Zustand gewesen. Diesmal kamen wir vorbei an zahllosen Stellen, die aussahen wie Schlaglöcher – nur metergroß, tief, markiert mit ein paar Steinen, die man umrunden musste auf kleinen, von zahllosen Reifenspuren markierten Schlenkern durchs Geröll. Es waren zumeist die Krater von Anschlägen der Taliban, die ihre Sprengsätze im Asphalt vergraben oder in Dükern platziert hatten, den kleinen Unterquerungen der Straße für gelegentlich wasserführende Bäche. Damit hatten sie Patrouillen der afghanischen Armee und andere in die Luft gesprengt.

Vielleicht waren es auch die Krater von Luft- oder Drohnenangriffen der US-Truppen, die just einem Auto auf der Straße gegolten hatte. Das war nicht mehr zu erkennen. Ausweislich ihrer Umfahrungen waren die Krater alt. An vielen standen kleine Gruppen von Kindern mit Schaufeln und winkten, als wir zum ersten Mal vorbeikamen. Sie wollten Geld, dafür würden sie die Gruben verfüllen, signalisierten sie mit ihrer Ausrüstung.

Aber sie schaufelten nichts. Auch als wir Wochen, Monate später auf derselben Route weitere Male auf dem Weg nach Kunduz und zurück an ihnen vorbeikamen, standen dieselben Kinder mit denselben Schaufeln neben denselben Gruben. Nichts hatte sich verändert.

Die Explosionen, der Krieg, das waren Veränderungen der Topographie gewesen, die einfach eingebettet wurden ins Dasein, genutzt als Argumentationshilfe, ein paar Afghani von den Autofahrern zu erbetteln. Fast niemand zahlte, jeder kannte die Gruben. Aber offensichtlich hatte auch niemand,

weder der Staat noch die Dorfbewohner der Umgebung, Anstrengungen unternommen, die Straße wieder zu reparieren. Die Kinder wären empört gewesen, hätten jemand die Löcher einfach verfüllt und ihnen damit die minimale Chance auf die kümmerlichen Spenden genommen.

Alles, was geschehen war, war eben geschehen. Firmen mit Baggern, riesigen, rauchenden Teermaschinen und Walzen waren irgendwann vor ein, zwei Jahrzehnten gekommen und hatten die Straßen hergerichtet. Schon 2007 fuhr man von Kabul nach Kunduz jenseits der Städte wie auf einer deutschen Bundesstraße. Aber dann war der Krieg gekommen, waren die Taliban näher gerückt, wieder zurückgeschlagen worden, hatten die Herrschaft über die Nacht übernommen, sich tags wieder zurückgezogen, aber die Strecke vermint. Und so waren über die Jahre immer mehr Krater hinzugekommen.

Für mich war es eine Kurvenfahrt des Glücks. Im Mai war ich nach Kabul geflogen. US-Präsident Joe Biden hatte sich festgelegt auf den vollständigen Abzug zum 11. September 2021, eine sonderbare Art, den 20. Jahrestag der furchtbaren Anschläge mit dem endgültigen Eingeständnis der Niederlage zu begehen. Aber ich glaubte, wie viele, dass es zumindest übergangsweise auf eine gemeinsame Regierung der bisherigen Amtsinhaber und der Taliban hinauslaufen werde. Die Millionenmetropole Kabul wäre nicht so leicht zu erobern.

Aber schon im Frühsommer mehrten sich die Anzeichen des Zusammenbruchs: Im Norden kollabierten ganze Provinzen innerhalb von Tagen, in denen zuvor alle paar Jahre ein Bezirk an die Taliban gegangen war. Auf den Korridoren der afghanischen Ministerien breitete sich Unruhe, bald

Panik aus. Ich blieb nicht drei, sondern sieben Wochen lang, verließ Afghanistan Mitte Juli. Einen Monat vor dem Fall.

Als die Taliban Kabul im Verlauf des 15. August 2021 jählings überrannten, war die brennende Frage für mich: Wie jetzt wieder hineinkommen ins Land? Ein erster Versuch zehn Tage später mit dem Evakuierungsflieger der Rettungsorganisation »Kabul-Luftbrücke« endete nach 18 Stunden auf dem Flughafen der Hauptstadt mit der Deportation durchs US-Militär nach Katar. Von dort flog ich zurück nach Berlin, dann nach Taschkent, um im nächsten Anlauf über die usbekische Grenze schließlich in ein dramatisch anderes Land zurückzukommen als jenes, das ich sechs Wochen zuvor verlassen hatte.

Nun rollten wir gespannt gen Süden. Auf der etwa 350 Kilometer langen Strecke bis Kabul lagen überraschend wenige Checkpoints der neuen Machthaber, und an noch weniger von ihnen wurden wir angehalten. Auch hier: junge, sehr junge Taliban, viele mit langem Haar und Blume in der Munitionsweste. Aufgekratzt heiter, dass sie nun die Mächtigen waren. Die meisten posierten gern für Fotos, manche lächelten so strahlend wie die beiden Jungs an der Brücke. Andere schauten staunend und leicht verunsichert auf die Ausländer, die gleichermaßen verunsichert auf sie schauten.

Erst zufällig, in einem Straßenrestaurant gegenüber der Weggabelung hoch ins Pandschschir-Tal, stießen wir auf die Veteranen. Jene Taliban-Einheiten, die seit Tagen das Refugium erobern wollten, wohin sich Versprengte der afghanischen Armee und Geheimdienste zurückgezogen hatten. In den 1990ern hatten die Taliban über Jahre versucht, Pandschschir zu erobern, waren aber stets am Terrain und an den Kämpfern des legendären Kommandeurs Ahmad Schah

Massud gescheitert. Al-Qaida hatte ihn kurz vor den Anschlägen des 11. September umgebracht. Nachdem zwei vermeintliche Journalisten in sein Hauptquartier geschleust worden waren, hatten sie ihre angebliche Kamera gesprengt, als das Interview beginnen sollte. Doch auch sein Tod ermöglichte es den Taliban nicht, das Tal einzunehmen, vielmehr waren sie im Laufe der folgenden US-Invasion im ganzen Land besiegt worden.

Pandschschir hatte den Nimbus des Uneinnehmbaren. Nun saßen hier die Elitekämpfer der Taliban, von denen fast jeder ein amerikanisches M4-Sturmgewehr hatte, manche noch mit Prägung »Eigentum der USA«, und gaben sich siegessicher. »Wir haben Amerika geschlagen, in die Flucht getrieben«, verkündete Maulawi Schirawi, Feldkommandeur für den Süden des Tals und Taliban-Polizeichief der Provinz Baghlan. Folglich könne auch der nahe Sieg gegen die Verteidiger des Pandschschir-Tals nicht mehr fern sein, »obwohl das Gelände schon schwierig ist«.

Der Kommandeur, leicht untersetzt, gerade einmal 1,60 Meter groß und mit einem eher unvorteilhaften Brillengestell auf der Nase, sah etwas kurios aus zwischen den weit größeren Kämpfern. Aber seine Autorität schien völlig unangefochten, genauso wie seine sehr eigenwillige Interpretation des amerikanischen Abzugs vor wenigen Tagen.

Die Taliban hatten von drei Seiten angegriffen, waren im Norden über fast 4000 Meter hohe Bergpässe gekommen und hatten dort die Kleinstadt Pariyan erobert. Auch der Weg durch den legendären Salang-Tunnel, die einzige ganzjährig befahrbare Route zwischen Kabul und Nordafghanistan, vor mehr als einem halben Jahrhundert gebaut von der Sowjetunion, war wieder frei. Der Verkehr lief wieder normal, nichts

war mehr davon zu merken, dass hier angeblich noch vor Tagen eine Kampfzone gewesen war.

Neben dem kleinen Feldkommandeur saß ein weiterer Emir, der bislang respektvoll geschwiegen hatte, aber nun auch noch mal etwas sagen wollte: »Wir haben sie alle besiegt«, sortierte er ihren Angriff in die große historische Perspektive, »die Amerikaner, die Russen, die Briten! Alle besiegt!« Gut, das mit den Briten war 1842 gewesen und »besiegt« ein etwas weitreichender Terminus dafür, die Expeditionstruppen aller drei Imperien so lange bekriegt zu haben, bis die Regierungen in London, Moskau und Washington irgendwann befanden, genug sei genug. Was war so dringend am Hindukusch zu verteidigen?

Aber immerhin: Vor 180 Jahren war es den Kriegern von Wazir Akbar Khan, 1989 den Mudschaheddin und 2021 den Taliban gelungen, die mächtigsten Streitmächte der Welt aus ihrem Land zu vertreiben. Afghanistan also musste, so hätte man folgern können, seit Generationen ein in sich ruhender Staat sein, wenn doch seine Kämpfer jede Invasionsarmee nach Jahren oder gar Jahrzehnten des Konflikts doch immer wieder zum Abzug nötigen konnten. Eine Nation, deren Volk zusammensteht.

Es war nichts von all dem. Afghanistan war zutiefst zerstritten und gespalten entlang ethnischer und konfessioneller Bruchlinien, zwischen Traditionalisten und Modernisierern, überdies arm gewesen und schlagartig mit dem Wegfall der ausländischen Milliardenzahlungen noch viel ärmer geworden. Afghanistan, das war nun wie ein Schlauchboot auf hoher See, dessen Ventilstöpsel die Taliban gerade herausgezogen hatten und nun voller Stolz hochhielten. Sie hatten gesiegt, sie hatten die Ausländer und deren afgha-

nische Verbündete vertrieben. Sehr viel weiter hatten sie nie gedacht.

Was würde nun werden?

Den Antworten auf die großen Existenzfrage würden wir uns in den kommenden Wochen und Monaten in kleinen Schritten nähern. Fahrend, denn immerhin das war nun möglich, seit jählings das ganze Land bereisbar geworden war.

Unspektakulär verlief unsere weitere Fahrt durch spektakuläre Täler und Gebirgslandschaften, die sich hin zur Schomali-Ebene öffneten, der grünen Oasenlandschaft nördlich von Kabul. Nur just am allerletzten Kontrollposten vor Kabul hieß es plötzlich: »Wo ist Ihr Passierschein?«, die Akkreditierung der neuen Machthaber. Wieder: eine Gang freundlicher Halbwüchsiger mit Gewehren, der 20-jährige Chef telefonierte abwechselnd mit zwei Smartphones. Niemand sprach irgendeine Fremdsprache fließend, nur auf Arabisch gelang bruchstückhaft die Kommunikation.

Pässe, Presseausweise wurden kontrolliert, alle fotografiert, »es dauert nur noch fünf Minuten«. Das hieß es in den folgenden anderthalb Stunden immer wieder, in denen die einreisenden Fremden in der kleinen Hütte des Postens mit Tee und Keksen bewirtet wurden.

Die schlichte Logik, dass man eine materielle Akkreditierung von der Pressestelle in Kabul mangels Flügen nur bekommen könne, indem man nach Kabul fahre, verfinde nicht recht. »Noch fünf Minuten.« Weitere Telefonate. In der Zwischenzeit versuchte einer der Jungen, die auf mehrere Anwesende gerichtete Kalaschnikow des Mannes neben ihm mit seinem großen Zeh zu entsichern, zwängte sich ein Wachhabender mit einer Panzerabwehrrakete über der Schul-

ter in das winzige Häuschen, führte ein anderer Gebetsvideos auf seinem Handy vor.

Alle lächelten immer wieder verunsichert, als fiele ihnen sonst nichts ein, was sie mit den Fremden tun könnten. Verhören wäre auch nicht gegangen mangels Sprachkenntnissen, Verprügeln, Fesseln und Verschleppen war nun verboten. Bis schließlich ein Anruf kam, uns ziehen zu lassen. Hinein nach Kabul, wo der Verkehr schon wieder so chaotisch verlief wie vorher, wo noch weniger Frauen zu sehen waren als früher und sich die Straßen am Abend rasch leerten. Die Nacht hatte vielerorts schon früher den Taliban gehört, nur lungerten sie jetzt vor den Türen auch mitten in der Hauptstadt.

An alle Einheiten war offenbar der Befehl ausgegeben worden: Seid nett zu den Ausländern! Die Taliban fuhren zwar weiterhin in voller Gefechtsmontur mit Hand am Anschlag durch die Straßen. Aber wenn ein Fotograf per Handzeichen signalisierte, dass sie doch bitte ihre Waffen recken mögen: bitte, klar. Selbst ein händchenhaltendes Duo vom Taliban-Geheimdienst, einem Herzstück ihres jahrelangen Guerillakampfes, von denen der eine mit betrübter Miene meinte, sie dürften nicht fotografiert werden, ließ sich dann doch ablichten.

Im ansonsten fast leeren Informationsministerium empfing am Morgen der neue Verantwortliche für ausländische Medien die Journalisten in perfektem Englisch und mit geschliffenen Manieren. Die Akkreditierung, gültig für das gesamte Land, war innerhalb weniger Minuten ausgestellt. Schneller als früher. Nur brauchte sie damals keiner.

Man warte nun darauf, dass die anderen Beamten zurückkämen, sagte Mohammad Ahmadzai. »Aber ich bin stolz

darauf, meiner Heimat zu dienen!« So viele seien geflohen, sagt der Beamte, der 20 Jahre im pakistanischen Peschawar lebte, »ich nicht«.

Wer nicht kriminell oder korrupt gewesen sei, habe im Emirat nichts zu fürchten. Für Journalisten »sehe ich überhaupt keine Probleme! Höchstens wird es hier oder dort mal Missverständnisse geben.«

Ich dagegen hatte das fortwährend genährte Gefühl, in einem grundsätzlichen Missverständnis unterwegs zu sein.

Dann, als wir noch nicht mal drei Tage im Land waren, erlebten wir abrupt, was der Monate später geschasste Ahmadzai vermutlich auch als »Missverständnis« beschrieben hätte. Ein beinahe tödliches.

Am 6. September 2021 verbreiteten die Taliban morgens die Nachricht, nun endgültig das rebellierende Pandschschir-Tal erobert zu haben. Im Satellitensender Al Jazeera liefen Bilder von Taliban in der Provinzhauptstadt des Tals, auf Twitter welche von triumphierenden Kämpfern in der Residenz von Ahmad Massud, dem Anführer der Pandschschiris und Sohn des legendären Widerstandshelden Ahmad Schah Massud. Doch der Nimbus vom uneinnehmbaren Tal hatte sich als Muster ohne Wert erwiesen.

Denn diesmal war der Kampf offenbar schnell entschieden. Die Siegesmeldung schien zu stimmen, also brachen mehrere Journalistenteams nach Pandschschir auf, auch wir. Bis zum Checkpoint einige Kilometer hinter dem Taleingang verlief die zweistündige Fahrt normal. Die lange Galerie von Märtyrerbildern der Soldaten aus Pandschschir entlang der Straße war mit viel Aufwand zerrissen, übermalt, zerschossen worden.

Am Kontrollposten im Ort Gulbahar herrschte Chaos.

Flüchtende Zivilisten kamen zu Fuß aus dem Tal, Taliban-Kämpfer rollten in Pick-ups herein, ein Kämpfer in Schwarz befahl uns zu warten. Drei Lastwagen, auf denen junge Männer dicht gedrängt auf der Ladefläche standen, kamen vorbei. Fliehende? Gefangene? Wir machten Fotos, filmten, was zuvor an keinem Posten ein Problem gewesen war, im Gegenteil.

Doch hier nun wurde es rasend schnell eines. Gebrüll, ein erstes Handgemenge und der barsche Befehl zu verschwinden. Pandschschir sei eine Gefechtszone. So komplett schien der Sieg nicht zu sein. Die Taliban hatten sich ver Stolpert in ihren gegenläufigen Wünschen, haltlose Propaganda in die Welt zu setzen und gleichzeitig Journalisten einzuladen, die solchen Meldungen dann nachgingen. Und auch noch dokumentierten, dass alles ein wenig anders war.

Wir kehrten um und fuhren zurück, vorbei an den zerfetzten Märtyrer-Postern, filmten kurz und bemerkten zu spät, dass wir verfolgt wurden. Nun waren sie richtig wütend. Zwei brüllende Geistliche mit Turban und zwei Kindersoldaten mit M16-Gewehren sprangen aus dem Wagen, der uns ausbremste. Einer der Geistlichen versuchte mich am Hemd durchs Fenster aus dem Auto zu zerren. Noch unheimlicher waren die beiden Halbwüchsigen, die mit ihren entschicherten Gewehren zitternd auf uns zielten und mit geübten Tritten gegen die Tür am Aussteigen hinderten.

Heikle Minuten und ein zerrissenes Hemd später ließen sie von uns ab. Aber schon im nächsten Dorf blockierten kurz darauf andere Taliban mit gezückter Kalaschnikow die Straße vor ihrem temporären Hauptquartier, zwangen uns zum Anhalten. Sie waren ruhiger und ließen Handschellen kreisen. Alle Aufnahmen seien sofort zu löschen. Auch ein

weiteres Mal im Gelöscht-Ordner. Sonst würden wir festgenommen.

Falls dennoch irgendwo ein Bild oder Video der Szenen am Checkpoint veröffentlicht werde, sei die Konsequenz unausweichlich: »You will go!«, sagte einer der Männer auf Englisch.

»Go?«

»Wir werden euch töten.« Ganz ruhig, als ob er den aktuellen Bußgeldkatalog des Emirats erklärte.

Auch andere Kollegen wurden an diesem Nachmittag festgehalten, bedroht, selbst die Reporter von Al Jazeera aus Katar, obwohl der Golfstaat einer der wichtigsten Verbündeten der Taliban ist. Ein italienischer Journalist, der mit einem Kommandeur unbehelligt in den unteren Teil des Tals gekommen war, wurde am Abend Dutzende Kilometer vom Taleingang entfernt abgepasst, verlor Kamera und Telefon.

Es war sinnlos, den Befehlshabenden zu erklären, lediglich der Taliban-Propaganda gefolgt zu sein. Es war sinnlos, irgendetwas zu erklären. Sie bestimmten, wo die rote Linie verlief, die zu überschreiten sehr rasch gefährlich werden konnte.

Knapp drei Tage im »Islamischen Emirat Afghanistan«, und wir hatten die Spannbreite des neuen Willkommens für Ausländer durchmessen, vom lächelnden Kofferträger bis knapp vor das Erschießungskommando.

Über Monate würde ich bis zum nächsten Sommer quer durchs Land in alle Richtungen unterwegs sein, zwei Drittel der Provinzen durchreisen, ein Dutzend Mal von Taliban festgesetzt, ungefähr ebenso oft freundlich bewirtet werden, mich vor ihnen unterwegs verstecken, mit ihnen streiten, endlos verhandeln, aber mir doch nie sicher sein: Was war echt, was Fassade?